

Eine neue Quelle für Helium

Das Helium-Monopol der Vereinigten Staaten lastet schwer auf den anderen Ländern, die kein solches nicht brennbares Gas für ihre Luftschiffe zur Verfügung haben. Nach der Katastrophe des „R-101“ hat J. Dr. Eckener betont, wie wichtig das Helium für die Sicherheit des Luftschiffverkehrs sei. Nun bietet sich aber nach Untersuchungen des Chemikers R. Taylor, über die in der „Times“ berichtet wird, ein neues Verfahren der bisher hauptsächlich zur Gewinnung von Thorium benutzt wurde. Dieser Sand kommt im Britischen Reich in grossen Mengen vor, besonders auf Ceylon und in Indien. Monazit-Sand liefert aber je ein Gramm Sand ein Kubikzentimeter Helium. Durch hätten also zur Füllung des verunglückten englischen Luftschiffes 150.000 Tonnen Monazit-Sand verarbeitet werden müssen. Das Gas entweicht schon beim Erhitzen des Sandes. Die Thorium-Verarbeitung würde erhebliche Mengen Helium entwickeln, die man nun verwerten wird.

Der Raubbau an nordamerikanischen Wäldern

Von Professor Clifton D. Howe von der Forstwissenschaftlichen Abteilung der Universität Toronto im Auftrag der kanadischen Regierung angestellten Untersuchungen zufolge wird der Waldbestand Nordamerikas in wenigen Jahren abzunehmen beginnen, wenn das jetzige Tempo des Einheitslags beibehalten

AM RUNDHORN

Deutsche Sender auf dem Berliner Sender - Das Funk-Orchester unter Ansermet in der Philharmonie - Igor Strawinski am Mikrophon - Künstlerische Schaffen im zeitgenössischen Italien - „Seifenblasen“

ZUM ZWEITEN Male unternahm Berlin eine „Akustische Rundreise“ durch die deutschen Sendestationen und ihre Programme. Man hatte sich zwar einen besseren Zeitpunkt ausgewählt als in dem ersten Falle, aber auch diesmal war das Ergebnis keineswegs so, wie man es sich etwa wünschen kann. Ein Konzert lange ausgedehnter Pausen, weil sich nichts Geschehendes durch Zeichen zu verstehen gab, denn, dass die geplante Übertragung von dem in Aussicht genommenen Sender nichts versprach.

Als vor einer Reihe von Jahren Prof. Dr. Gustav Leihhäuser für die auf Orchestralmusik angewiesenen Hörer Fernempfangs-Triebe, der auf dem Berliner Sender gegeben wurde, geschah das Einbleik in der Besetzung des Orchesters, wobei der erste Satz Berlin vornehmlich, sollen aus aber zeigen, welcher Art die Darstellungen der anderen deutschen Stationen sind, sollen die künstlerische Vermögen demonstrieren. Will man dies Ziel erreichen, wird man nicht anders als auf dem Wege vorheriger Verständigung den geplanten Zweck erreichen können. Das der viele Leertöne, die für die Aufnahme solcher Sendeprogramme, ergeben, liegen nicht im Interessender Sache. Ein so bedeutsamer Programmpunkt muss sich unbedingt auf eine Organisation aufbauen, die in vollem Umfang ein Gelingen gewährleisten.

In ausgedehnter Übertragung kam aus der Philharmonie das Sinfoniekonzert des Funk-Orchesters unter Leitung von Ernest Ansermet. Daneben zurechtzuführen, dass selbstverständlich der Veranstaltung und musikalische Aufbau mit Rücksicht auf die Zuhörer im Saal. Im Rahmen dieses Konzertes wurde der „Egiphtische Capriccio für Klavier und Orchester, das aus seiner Fülle auf Führung unter Otto Klemperer in Berlin schon bekannt ist. Tags

würde. Der Verbrauch von weissem Nadelholz zur Zellstoff-fabrikation sei so enorm angewachsen, dass man von einem Raubbau sprechen müsse; wenn nicht andere Rohstoffquellen oder Fabrikationsmethoden gefunden würden, müsse man schliesslich zu umfangreichen Aufforstungsmaßnahmen greifen.

Das aussterbende Panzermashorn

Eines der merkwürdigsten Tiere der Welt, das indische Panzermashorn, ist dem Untergang geweiht. In den Bergabhängen des Himalaja, an der Grenze Tibets, im Osten des indischen Festlandes, etwa 300 Meilen von der indisch-englischen Grenze, wurden die Nashörner von den Eingeborenen schon im 17. Jahrhundert, da sie mit ihren ungeheuren Leibhörn und schweren Hufen die Felder beschädigten. Wie in der Frankfurter Wochen-schrift „Die Umschau“ berichtet wird, ist es jetzt noch vor dem unumkehrlichen Aussterben gefeiert, ein solches lebendes Panzermashorn nach Europa zu bringen, und zwar befindet es sich in der indischen Provinz Assam, im Distrikt Jorhat, im Jahre 1900 becks. Kapitän J. H. Johnson kaufte für 40.000 Mark, und dieser Preis dürfte wohl der höchste sein, der bisher für ein Geschlopf fremder Länder angelegt wurde. Das junge Nashorn, diese einzigartige Schaenswürdigkeit in Europa, ist etwa zwei Jahre alt, aber schon 1,5 Meter hoch und fast drei Meter lang.

Zavor hörte man von demselben Komponisten aus dem Soudanraum seine Sonate für Klavier, ein Werk, das dem Charakter auf für den von Interesse gewesen sein muss, der moderner Musik vielleicht ablehnend gegenübersteht.

Wie „Zeitungen urteilen“, zeigte Walter Gromosty an einer umfangreichen Uebersicht, die aus der Zeit des musikalischen Klassizismus über Literatur und bildende Kunst sich bis in die Gegenwart hin erstreckt. Vielfach war diese Spanne etwas zu weit gestreut, die Fülle des Materials konnte verwirrend wirken. Aber die Art und Weise, wie Gromosty in bedeutsame Kunst nicht versenken, und ihnen den Spiegel ihrer Zeit gegenüber aufgestellt, der einzelnen Künstler, die in dieser Hinsicht zugewandt liess sich aus einem solchen Rückblick ein Ansehen, ungenügend entwickelt, der auch unsere Zeit vielleicht vor manchem ungerechten Urteil bewahrt.

Zu stark auf das Pädagogische abgestellt war die „Uebersicht durch das musikalische Wien“. Auch ein solcher Überblick örtlich gebunden, trägt Werte in sich, wie sie Gromosty mit seinem Gang durch die Jahrzehnte zeitgenössischen Urteils hat. Er darf aber seine Absicht nicht so deutlich zur Schau tragen, die Bedeutung der Unterhaltung fast ausschliesslich nur noch die Bedeutung trifft.

Vom Wesen des österreichischen und schweizerischen Volkes indes gewann man durch stärkere Eindrücke durch die Vorträge Ellen Wallynes und Hans Kreutzlers, die ohne fremdende Worte die schlichte Kunst durch sich selbst wirken liessen.

Das Wochenende brachte die Uraufführung eines Hörspiels „Seifenblasen“ von Ossip Dynow, die Geschichte vom Traum des grossen Losen. Die Traumvision selbst wurde nicht ganz klar im übrigen aber waren die bunten Szenen in der Regie Gerd Frickes eine spannende Unterhaltung zum Wochenausklang.

Lothar Badt.

FRAUEN UM DREISSIG Roman von EVA WENDORFF

hat seinen Platz gewechselt, und Marga kann ihn jetzt erst näher ins Auge fassen. Sie erkennt sofort, dass ihre Vermutung, keinen ganz jungen Menschen vor sich zu haben, sie nicht getäuscht hat: trotz aller Wohlgepflegtheit, die diesen Mann umgab, trotz der für einen Stadtmenschen frischen rötlichen Gesichtsfarbe und der glänzenden scharf blinkenden blauen Augen, schätzte sie ihn auf mindestens fünfundvierzig Jahre.

Plötzlich fühlt sie erschrocken, dass auch sein Blick prüfend, absichtlich ihr Gesicht betrachtet hat, mit einer raschen Senkung an ihrer Gestalt niedergerollten war bis zum Fuss im grauen Schuh und Seidenstrumpf.

Das Resultat der Musterung ist für Marga so überraschend, dass sie sich verändert ganz aus ihrer Ecke aufricht. Ihr Gesichtsausdruck ist unglücklich, weist zu einer stätlichen Grösse empor, die nicht recht recht wohl dem Hut in der Hand; Gestalt, grässlich, grässlich, dass ich mich Ihnen vorstelle! Mein Name ist Goebel, Dr. Goebel! Sie fahren wohl auch nach Halensee?

Frisch und ungezogen setzt er sich wieder ihr gegenüber, sieht vorgezogen mit dem glänzenden Augenpaar lächelnd Marga ins Gesicht, die nicht recht recht wohl sie ungehalten sein oder lachen soll. Sie fragen in fast wie ein Kriminalkommissar! So gerade heraus und auf Wesentliche zu! sucht sie zu scherzen. „Also ich fahre nach Schmaragdendorf, — wenn Sie das wirklich interessiert!“

„Sehen Sie, wie gut sich das trifft! Ich wollte auch gerade heute nur bis Schmaragdendorf fahren!“ Dr. Goebel bricht plötzlich in ein so jugendlich-ausgeglichenes Grinsen aus, dass Marga es nicht unterlassen kann, herzlich einzustimmen.

Durch solche Einmütigkeit kühler geworden, leitet er die Unterhaltung in mehr persönliche Bahnen zu, er studieren Sie gar? und wirft einen komisch-respektvollen Blick auf Marga reichgefüllte Aktentasche.

„Ich bin Studentin“, Marga ist selbst überrascht, mit Wahrheit übersetzt; wie alles so anders, so merkwürdig ist heute abend, so scheint auch sie sich selbst und über staunt nun leicht verwundert über sich selbst und über die Pigrität, mit der sie, die Zurückhaltende, Stolz, hier eine Bekanntschaft geknüpft. Und wie von selbst spinnt sich ihr Wunschgedanke weiter: „Ich habe als Hauptfach Germanistik!“

„Wollen etwa Schullehrerin werden?“ Dr. Goebels Ton klingt komisch-entsetzt bei dieser Vorstellung. „Nein, Dozentin!“ Immer erstaunter ist Marga über die so erhaltenen Pläne, die sie selbst noch nie in klarem Umriß so entworfen hat. „Dozentin! Alle Achtung!“ Dr. Goebels Blick wird immer anerkennender.

I. Die Masse der Musikfreudigen quillt aus der Philharmonie; drängt eilig durch die Ausgänge und schreit in zwei breiten Strömen in die gegenüberliegenden Strassen. Fester Nebel überzieht den Kopf der Konzertbesucher, er fröhlich ihren Kräftigen hochhalten, sich durch den Schirm vor der Ausstrahlung des Abendlichts zu schützen suchen. Ein paar Autosroschen wieder eilig mit Beschlag belegt; die Menge der Passen-gerer strömt dem Potsdamer Bahnhof zu, geführt von ein paar laubbeizigen, lachenden, jungen Leuten, die durch einen Rekordlauf den 9-Uhr-18-Zug nach Wannsee noch zu erreichen glauben.

Marga Werneburg schneidet langsam dem Eingebühnenhof zu. Sie hat noch Zeit, über den Potsdamer Platz zu gehen, die Reflexe der roten, grünen und gelben Lichter zu beobachten, das Furbespiel der funkelnnden Reflektoren zu betrachten, sich aufzumachen. Sie trägt keinen Schirm, und streckt tief atmend den Kopf in den leuchtigen Nebeldunst; der Mantelkragen steht offen; Marga spürt die Kühle erfrischend ihren blossen Hals unfließen.

Marga führt auf und wirft einen hastigen Blick auf die erleuchtete Mattscheibe der Bahnhofsuhr. Jetzt heisst es eben, wenn sie ihren Zug noch erreichen will!

Die Abkommenskarte in der Hand geht sie mit ganz ungeheurer — in lauten gymnastikähnlichen Sprüngen den lauchenden Zug entlang. Eben als er sich in Bewegung setzt und der Beamte sie warnend anruft, reisst Marga mit kräftigem Schwung die Tür des erstbesten Abteils II. Klasse auf und sinkt — ein wenig ausser Atem — erblitzt und lachend auf die Polsterbank.

Ein Räuspern löst aus der Ecke schräg gegenüber; sie ist nicht allein im Abteil. Aus einer Wolke von Zigarettenrauch — es ist ein gutes Aroma, das Marga behaglich einzieht — klingt eine tiefe, gar nicht unangenehme Stimme: „Gnädiges Fräulein, gestatten, dass ich rauche?“

„Ja, bitte sehr, natürlich.“ — Marga ist noch etwas atembes, lächelt noch über das Gelingen ihres Laufes. „Es ist ja ein Raucherabteil“, setzt sie nach einer Sekunde des Unversprechens hinzu, — leicht verwundert, bei einem Herrn einer unbekanntem Dame gegenüber chavalieren Anwendungen zu begeben.

„Ein jовales Lachen klingt von drüben. „Wenn's auch die Bahnverwaltung gestattet, so pflege ich mich doch nach den Wünschen der mitreisenden Damen zu richten!“

Wieder lächelt Marga unwillkürlich bei dieser wohlgesetzten, bei den jungen Leuten, die sie kennt, gänzlich ungewöhnlichen Rede. Aus dem Schräg gegenüber ist inzwischen ein Gegenüber geworden — ihr Fahrgenosse